

OTTO PENZLER (HG.)

NUR EINMAL WERDEN WIR NOCH WACH

24 MÖRDERISCHE
WEIHNACHTSKRIMIS



lübbe

Über das Buch

Verdächtige Weihnachtsmänner, skrupellose Nikoläuse, tödliche Weihnachtsbraten und Leichen unter Mistelzweigen - vergessen Sie den Einkaufsstress, achten Sie nicht auf das ungewohnte Geräusch in Ihrem Kamin, auf den eigenartigen Nachgeschmack Ihres Glühweins, auf die seltsame rote Flüssigkeit, die aus den Strümpfen am Kaminsims tropft ... Lesen und genießen Sie Weihnachten mit Sherlock Holmes, Inspector Banks, Inspector Morse, Ellery Queen und vielen anderen.

Otto Penzler (Hg.)

NUR EINMAL WERDEN WIR NOCH WACH

24 mörderische Weihnachtskrimis

Ins Deutsche übertragen von Stefan Bauer, Axel Franken, Stefanie Heinen, Barbara Röhl, Thomas Schichtel, Dietmar Schmidt und Rainer Schumacher

Mit Illustrationen von Melanie Korte

lÜbbe

Teilausgabe der bei Bastei Lübbe erschienenen E-Book-Ausgabe
EINE LEICHE ZUM ADVENT - Das große Buch der Weihnachtskrimis
Enthält folgende Kapitel daraus: »Traditionelle Weihnachten«, »Lustige
Weihnachten«, »Ein Sherlockianisches Weihnachten«, »Kleine Trashige
Weihnachten«, »Gruselige Weihnachten«

Copyright © 2013 by Otto Penzler
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»The Big Book Of Christmas Mysteries«
(Teilausgabe im E-Book)
Published by arrangement with Vintage Books

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln
Übersetzungen: Einzelnachweise jeweils am Ende der Geschichten
Innenillustrationen © Melanie Korte, Inkcraft
Titelillustration: © Vintage Vectors Studio_shutterstock; Doremi_shutterstock
Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de
E-Book-Produktion: Greiner & Reichel, Köln
ISBN 978-3-7325-9513-6

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

Für Bradford Morrow

Einen originellen und wunderbaren Schriftsteller

Und weisen, unersetzlichen Freund.

Inhalt

Titel

Impressum

Widmung

EINLEITUNG *Otto Penzler*

Traditionelle Weihnachten

Catherine Aird

Gold, Weihrauch und Mord

Robert Barnard

Der wahre Geist der Weihnacht

Peter Lovesey

Die Puddingprobe

Ellery Queen

Ellery Queen und die Puppe des Dauphin

Colin Dexter

Das größte aller Rätsel

Susan Moody

Mehr als Fleisch und Blut

Mary Roberts Rinehart

Des Butlers Heiligabend

Lustige Weihnachten

Donald E. Westlake

Der Dieb und das Dingsbums

Ron Goulart

Ein Besuch vom Nikolaus

Thomas Hardy

Ein verräterisches Niesen

Meredith Nicholson

Ein umkehrbarer Nikolaus

Ein Sherlockianisches Weihnachten

Gillian Linscott

Ein Skandal im Winter

Edward D. Hoch

Der Weihnachtsklient

Peter Todd

Das Geheimnis der Puddingform

Peter Todd

Herlock Sholmes' Weihnachtsfall

S. C. Roberts

Heiligabend

Arthur Conan Doyle

Der Blaue Karfunkel

Kleine trashige Weihnachten

John D. MacDonald

Eine Tote zum Fest

Norvell Page

Frohe Weihnachten

Joseph Commings

Keine Spuren im Schnee

Gruselige Weihnachten

Marjorie Bowen

Kambrik-Tee

Jonathan Santlofer

Die 74. Geschichte

Bradford Morrow

Der Weihnachtsbruder

Peter Robinson

Die Brücke

Einleitung

Otto Penzler

Weihnachten ist die glücklichste Zeit des Jahres, heißt es, und das gilt wohl für die meisten von uns außer für die Mürrischsten – jene, die behaupten, sie könnten es gar nicht erwarten, dass die Feiertage vorbei sind, denn sie hassen die (ihrer Meinung nach) erzwungene Fröhlichkeit, die religiösen Aspekte von Christi Geburtstagsfeier (obwohl es keinerlei biblische oder historische Beweise dafür gibt, dass Jesus tatsächlich am 25. Dezember geboren wurde) und den krassen Konsumwahn, der mit dem Ganzen einhergeht.

Diesen Griesgramen wird dieses Buch gefallen.

Während die meisten von uns damit beschäftigt sind, Geschenke für ihre Lieben zu kaufen, das Haus zu schmücken, den Weihnachtsbaum aufzustellen, Mistelzweige an die Türen zu hängen und ganz allgemein die zusätzliche Wärme in den Grüßen der Freunde und Ladenbesitzer zu genießen, finden diese unsympathischen Seelen Trost in der Tatsache, dass Verbrechen, Gewalt und sogar Mord auch zu dieser Jahreszeit blühen, in der angeblich doch nur Friede, Freude und Liebe herrschen.

Kriminalgeschichten, die in der Weihnachtszeit spielen, begleiten uns schon lange Zeit, und es ist wahrlich erstaunlich, wie viele Schriftsteller ihre Kreativität genau auf diese Zeit im Jahr konzentriert haben. Vielleicht liegt das ja daran, dass Gewalt zur Weihnachtszeit ganz besonders fehl am Platze wirkt, wodurch sie zusätzliches Gewicht erhält. Erinnern Sie sich doch nur einmal daran, wie oft Sie den wütenden und traurigen Ausruf »und das

ausgerechnet zur Weihnachtszeit!« gelesen oder gehört haben, wenn von schrecklichen Ereignissen während der Feiertage berichtet wird.

Wenn man an Weihnachtsgeschichten denkt, dann kommt einem unwillkürlich als Erstes Charles Dickens in den Sinn, der mit seiner *Weihnachtsgeschichte* die größte ihrer Art geschrieben hat. Schon zum Zeitpunkt ihrer Erstveröffentlichung im Jahre 1843 genoss sie enorme Popularität, und seitdem tragen wir sie in unserem Herzen, und das nicht nur als Buch, sondern auch als Film. Tatsächlich ist sie sogar gleich mehrfach verfilmt worden, sodass jede Generation sie von Neuem kennen- und schätzen lernen kann. (Allerdings ist die Version mit Alastair Sim nach wie vor die beste.) Charles Dickens' *Weihnachtsgeschichte* bereicherte die englische Sprache sogar um ein Wort. Heute weiß jeder, was es heißt, ein »Scrooge« zu sein, ein Geizhals. Und sie veränderte auch eine Weihnachtstradition. Nachdem Ebenezer Scrooge einen Straßenjungen gebeten hatte, den größten Truthahn aus dem Schaufenster des Geflügelhändlers zu holen, überdachte ganz England noch einmal sein Weihnachtessen, dessen Mittelpunkt bis dahin eine gebratene Gans gewesen war.

Als reine Geistergeschichte erscheint Dickens' Weihnachtsgeschichte jedoch nicht in dieser Sammlung. Außerdem ist sie ohnehin schon in verschiedenen Ausgaben zu haben. Im Gegensatz dazu sind viele der Geschichten in dieser Anthologie nicht so einfach zu bekommen. Manche sind sogar nicht mehr erhältlich oder auch nur irgendwie auffindbar. In Bezug auf Anthologien gibt es ein Klischee (und Klischees *werden* zu Klischees, weil sie für gewöhnlich wahr sind). Oft werden Anthologien mit einer guten Party verglichen, auf der man alte Freunde wieder sieht und neue kennenlernt.

Mit den Geschichten von Arthur Conan Doyle und Ellery Queen sind Krimileser vermutlich vertraut, auch wenn sie

sie schon länger nicht mehr gelesen haben. Doch nur wenige werden auch die eher obskuren Geschichten von Norvell Page oder Mary Roberts Rinehart kennen.

Die Vielfalt der Themen und Stile mag überraschen. Die Palette reicht von wahrlich beängstigend über herzerwärmend und humorvoll bis hin zu verwirrend. Das ist natürlich kein Zufall, denn jeder wahrhaft talentierte Autor hat seine eigene Stimme, und wie Schneeflocken sind keine zwei gleich ... auch wenn nie jemand wirklich bewiesen hat, dass das tatsächlich auf Schneeflocken zutrifft, und ich nehme an, das wird in nächster Zeit auch niemand tun.

Aus gutem Grund wird zu Weihnachten mehr gelesen als zu jeder anderen Zeit im Jahr. Wenn Familien und Freunde in früheren Zeiten zusammenkamen, gab es nicht allzu viele Unterhaltungsmöglichkeiten. Wohlhabendere Familien besaßen Musikinstrumente, und für junge Damen war es üblich, Klavier, Cembalo oder andere Instrumente zu erlernen. Bei den Armen war das anders. Doch eine gruppenfreundliche Form der Unterhaltung, die sich in allen sozialen Schichten fand, war das Vorlesen aus einem Buch, und dafür gab es keine bessere Zeit im Jahr als jene paar Tage, da der Alltag einmal vergessen war.

Auch heute noch sind Bücher das beliebteste Weihnachtsgeschenk, egal ob in gedruckter oder elektronischer Form. Und so ist Lesen nach wie vor ein wesentlicher Bestandteil der Weihnachtszeit. Einige der Geschichten zwischen diesen Buchdeckeln eignen sich ganz besonders dafür, zum Vergnügen einer Gruppe von Nachbarn, Freunden und Familie vorgelesen zu werden. Machen Sie es ruhig. Versammeln Sie ein paar Menschen um den Weihnachtsbaum, bieten Sie ihnen Süßigkeiten und warme Getränke an, suchen Sie sich einen bequemen Stuhl und lesen Sie laut Peter Lovesey's *Puddingprobe* vor oder *Das größte aller Rätsel* von Colin Dexter. Das mag ja vielleicht nicht besser sein, als sich *Charles Dickens'*

Weihnachtsgeschichte oder *Ist das Leben nicht schön?* im Fernsehen anzusehen, aber es wird jene Art von Abend werden, an den man sich noch nach Jahren mit einem Lächeln auf den Lippen erinnert.

Und falls irgendjemand diese nette, altmodische Aktivität nicht zu schätzen weiß ... Nun, Sie können ihn immer noch umbringen.

Otto Penzler, *Weihnachten 2012, New York*
Ins Deutsche übertragen von Rainer Schumacher



Gold, Weihrauch und Mord

Catherine Aird

Catherine Airds Detektivgeschichten sind bekannt für ihr Verständnis von Fairplay – diese nette, altmodische Vorstellung, dass der Autor seinen Detektiv die Rätsel durch Beobachtung und Deduktion lösen lassen sollte – nicht durch reines Glück, Zufall oder Geständnisse –, und das wird in der hervorragenden und seit Langem fortgeführten Reihe bewiesen, in deren Mittelpunkt Inspektor C. D. Sloan steht. *Gold, Weihrauch und Mord* wurde zuerst in Tim Healds Anthologie *A Classic Christmas Crime* (London, Pavilion, 1995) veröffentlicht.

Gold, Weihrauch und Mord

Catherine Aird

»Weihnachten!«, sagte Henry Tyler. »Bäh!«

»Und wir erwarten dich wie gewöhnlich an Heiligabend«, fuhr seine Schwester Wendy gelassen fort.

»Aber ...«, sagte er durchs Telefon von London aus, »aber, Wen...«

»Es ist zwecklos, so zu tun, als wärst du der verkleidete Ebenezer Scrooge, Henry.«

»Humbug!«, rief Henry mit mehr Nachdruck aus.

»Unsinn!«, verkündete seine Schwester gänzlich ungerührt. »Du genießt Weihnachten ganz genauso wie die Kinder. Und das weißt du auch.«

»Ah, aber dieses Jahr muss ich vielleicht über die Feiertage in London bleiben ...« Henry Tyler verbrachte seine Arbeitstage – und in diesen unruhigen Zeiten auch ziemlich viele seiner Arbeitsnächte – im Außenministerium in Whitehall.

Was er gerade mit seiner Schwester machte, wäre in Botschaftskreisen sofort als »die Reaktion testen« erkannt worden. In den unteren Chargen seiner Abteilung war es schlichter bekannt als »einen Versuchsballon starten«. Wie man es auch nannte, Henry Tyler war Experte darin.

»Und es ist auch zwecklos, zu erwähnen, dass es Schwierigkeiten im Baltikum gibt«, entgegnete Wendy Witherington herzlich.

»Eigentlich«, sagte Henry, »ist es der Balkan, der uns im Moment ein wenig Kopfschmerzen bereitet.«

»Die Kinder würden es dir nie verzeihen, wenn du nicht da wärst«, sagte Wendy und spielte damit eine Trumpfkarte

aus; allerdings war das nicht wirklich nötig. Sie wusste, dass nichts außer einer internationalen Krise Henry zur Weihnachtszeit von ihrem Zuhause in dem kleinen Marktflecken Berebury im Herzen des ländlichen Calleshire fernhalten konnte. Das Problem war, dass internationale Krisen heutzutage nicht annähernd so selten waren wie früher einmal.

»Ach, die Kinder!«, sagte ihr in sie vernarrter Onkel.
»Und was wünschen sie sich dieses Jahr vom Weihnachtsmann?«

»Edward will eine Lok für seine Modelleisenbahn.«

»Tatsächlich?«

»Eine rote Hornby-LMS-Lok mit dem Namen ›Princess Elizabeth‹«, fügte Wendy Witherington sogleich hinzu. »Es ist eine 4-6-2.«

Henry machte sich eine Notiz und staunte dabei darüber, dass seine Schwester, die völlig außerstande schien, zwischen dem Baltikum und dem Balkan zu unterscheiden – und den Balearen vermutlich ebenfalls –, die Einzelheiten einer Lokomotive für die Modelleisenbahn eines Kindes sofort abrufbereit hatte.

»Und Jennifer?«, fragte er.

Wendy seufzte. »Das Gute Schiff Lollipop. Ach so, und wenn du kommst, Henry, dann solltest du ihr besser erklären können, wie es kommt, dass sie zwar Shirley Temple im Kino sehen konnte – wir haben sie letzte Woche mitgenommen –, Shirley Temple sie aber nicht.«

Henry, der während der vergangenen zehn Tage eine Menge Zeit dem Versuch gewidmet hatte, einem Minister der Regierung Ihrer Majestät zu erklären, was genau Monsieur Pierre Laval wohl für die beste Zukunft Frankreichs im Sinn haben mochte, sagte, dass er sein Bestes tun würde.

»Wer wird sonst noch da sein, Wen?«

»Unsere alten Freunde Peter und Dora Watkins – du erinnerst dich doch an sie, oder?«

»Er ist irgendwas bei der Bank, richtig?«, fragte Henry.

»Fast Filialleiter!«, entgegnete Wendy. »Und dann wird noch Toms alter Onkel George kommen.«

»Ich hoffe«, stöhnte Henry, »dass dein Barometer dem gewachsen ist! Letztes Jahr musste es schwere Zeiten durchmachen.« Toms Onkel George war seinerzeit ein angesehener Hersteller wissenschaftlicher Instrumente gewesen. »Er hat es fast zu Tode angetippt!«

Wendy war mit den Gedanken immer noch bei ihren Hausgästen. »Ach ja, es werden auch noch zwei Flüchtlinge da sein.«

»Zwei Flüchtlinge?« Henry runzelte die Stirn, obwohl er allein in seinem Zimmer im Außenministerium war. Man wurde allmählich sehr vorsichtig bei manchen Flüchtlingen.

»Ja, der Pfarrer hat uns gebeten, zwei Flüchtlinge aus dem Lager in der Calleford Road einzuladen, dieses Jahr über Weihnachten bei uns zu wohnen. Du erinnerst dich doch noch an unseren Mr. Wallis, nicht wahr, Henry?«

»Lange Predigten?«, riskierte Henry.

»Dann erinnerst du dich also an ihn«, sagte Wendy ohne Ironie. »Nun, er hat alles über irgendeine Kirchenorganisation arrangiert. Wir müssen sehr nett zu ihnen sein, weil sie alles verloren haben.«

»Mach ihnen nützliche Geschenke, meinst du«, sagte Henry, der den letzten Satz mühelos dechiffriert hatte.

»Warme Strümpfe und Schals und solche Sachen«, stimmte Wendy Witherington ihm vage zu. »Und dann sind da noch ein paar Leute, die an Heiligabend hierher zum Abendessen kommen.«

»Ach ja?«

»Unser Doktor und seine Frau, Friar heißen sie. Ihr mangelt es ein bisschen an Feingefühl, aber seine Gesellschaft ist ganz angenehm. Und«, sagte Wendy und holte Luft, »unsere neuen Nachbarn von nebenan – mit dem Namen Steele – kommen auch. Er hat letzten Sommer

die Apotheke am Platz gekauft. Wir kennen sie nicht besonders gut – ich glaube, er hat eine seiner Mitarbeiterinnen geheiratet –, aber es schien mir richtig, sie zu Weihnachten einzuladen.«

»Ganz recht«, sagte Henry. »Das war's?«

»Ah, und die kleine Miss Hooper.«

»Hat ihre Maße geschickt, stimmt's?«

»Du weißt, was ich meine«, entgegnete seine Schwester unbeeindruckt. »Sie kommt dann immer. Übrigens rechne ich damit, dass sie die Flüchtlinge kennt. Sie macht viel Kirchenarbeit.«

»Was sind das für Flüchtlinge?«, erkundigte Henry sich vorsichtig.

Aber das wusste Wendy nicht.

Henry war sich selbst nicht sicher, auch nicht, nachdem er sie kennengelernt hatte, und sein Schwager war ebenfalls keine Hilfe.

»Tut mir leid, alter Mann«, sagte dieser große Held, als sie sich an Heiligabend im Wohnzimmer versammelten, um das Eintreffen der restlichen Tischgäste zu erwarten. »Ich weiß nur, dass dieses Paar letzten Monat von irgendwo aus Mitteleuropa angekommen ist mit nichts als dem, was sie am Leib hatten.«

»Besser arm dran als Arm ab«, steuerte Gordon Friar, der Doktor, seine medizinische Sicht der Dinge bei.

»Soviel ich weiß«, sagte Tom Witherington, »sind sie auch nur knapp mit heiler Haut dort rausgekommen. Um Haaresbreite und so.«

»Wie der Dichter so weise sagte«, murmelte Henry: »Die einzige sichere Freiheit liegt im Weggehen.«

»Wenn ihr mich fragt«, sagte der alte Onkel George, ein Veteran des Burenkriegs, »sie taten recht daran, zu gehen, solange die Gelegenheit noch günstig war.«

»Es ist die Art von Sache, mit der man gerne zu lange wartet«, verkündete Dr. Friar gewichtig. Zu lange mit etwas zu warten war der Albtraum jedes Doktors.

»Ich beneide sie nicht darum, dort zu sein, wo sie jetzt sind«, meinte Tom. »Das Lager, in dem sie untergebracht sind, ist ziemlich trostlos, besonders im Winter.«

Dies wurde in dem Moment, als sie den Raum betrat, sofort von Mrs. Godiesky bestätigt. Sie betrachtete das flackernde Feuer der Witheringtons mit tiefer Wertschätzung. »War uns so kaaalt, so kaaalt!«, sagte sie, während sie die Scheite, die neben dem offenen Kamin gestapelt waren, gierig anstarrte. »So viel kaaalt ...«

Das Englisch ihres Ehemanns war etwas besser, obwohl auch er mit starkem Akzent sprach. »Wenn wir zu jenem Zeitpunkt nicht gegangen wären«, er öffnete ausdrucksstark die Hände, »wer weiß, was dann aus uns geworden wäre!«

»Ja, wer weiß!«, echote Henry, der eigentlich eine sehr viel bessere Vorstellung als irgendein anderer der Anwesenden davon hatte, was womöglich aus den Godieskys geworden wäre, wenn sie den heimischen Herd nicht verlassen hätten, als sie es getan hatten. Berichte, die das Außenministerium erreichten, waren sehr, sehr entmutigend.

»Mein Fachbereich wurde über Nacht geschlossen«, erklärte Professor Godiesky. »Ohne irgendeine Warnung.«

»Es war schrreeeecklich«, sagte Mrs. Godiesky und streckte die Hände zum Feuer hin, als könnte sie sie nie wieder warm bekommen.

»Um welchen Bereich handelte es sich, Sir?«, erkundigte sich Henry beiläufig beim Professor.

»Chemie«, antwortete der Flüchtling, als gerade die beiden Watkins hereinkamen und vom aufgehängten Mistelzweig guten Gebrauch machten. Ihnen folgten kurz darauf durch die Tür daneben Robert und Lorraine Steele. In ihrem Fall waren die Vorstellungen förmlicher. Robert Steele war ein gutes Stück älter als seine Frau, die eine äußerst vorteilhafte Mischung aus Rot und Dunkelgrün trug, allerdings mit einem Rock, der ein Stück kürzer war

als der von Wendy oder Dora und sogar noch auffälliger als der von Marjorie Friar, die offensichtlich nicht sehr modebewusst war.

»Wir sind ja so froh, dass sie es noch rechtzeitig geschafft haben!«, rief Wendy aus, während Tom sich damit beschäftigte, alle mit Sherry zu versorgen. »Es muss schwierig sein, wenn noch spät Medikamente auszugeben sind.«

»Heutzutage kein Problem mehr!«, dröhnte Robert Steele. »Ich habe jetzt einen jungen Mitarbeiter. Er ist eine große Hilfe.«

Dann wurde Miss Hooper, deren Rock der längste von allen war, hereingeführt. Sie war außer Atem und sprudelte über von Entschuldigungen dafür, dass sie so spät kam.

»Wendy, Liebes, es tut mir ja so leid!«, sagte sie aufgeregt.

»Ich fürchte, die Waits werden ruck, zuck hier sein ...«

»Und die werden nicht warten«, sagte Henry unschuldsvoll, »nicht wahr?«

»Wenn ihr mich fragt«, steuerte daraufhin Tom Witherington seine Meinung bei, »werden sie es nicht eilig haben, an der ›Königlichen Eiche‹ vorbeizukommen.«

»Die Kinder kommen in ihren Hausmänteln runter, um den Weihnachtsliedern zuzuhören«, sagte Wendy, die beide Bemerkungen richtigerweise ignorierte. »Und es ist mir egal, wie müde sie heute Abend werden!«

»Wer spielt den Weihnachtsmann?«, fragte Robert Steele jovial. Er war ein molliger Bursche, dessen Blick die meiste Zeit über verliebt auf seiner Frau ruhte.

»Ich nicht«, sagte Tom Witherington.

»Ich mach's!«, erklärte Henry. »Für meine Sünden.«

»Dann kann ich, wenn ich in dieser Sache angegangen werde«, sagte der Kindsvater fromm, »die Hände auf mein Herz legen und völlige Unschuld beteuern.«

»Und wie willst du darum herumkommen, eine ehrliche Antwort zu geben, Henry?«, erkundigte sich Dora Watkins scherzhaft.

»Ich will hoffen«, erwiderte Henry, »dass es mir gelingt, den Traditionen des Auslandsdienstes treu zu bleiben und eine Antwort zu geben, die gleichzeitig korrekt und völlig nichtssagend ist ...«

In welchem Moment der Klang des Essensgongs, der geschlagen wurde, aus der Diele ertönte und die gesamte Gesellschaft sich augenblicklich ins Esszimmer begab, wobei Onkel George auf dem Weg das Barometer argwöhnisch antippte.

Henry Tyler musterte die Festgäste unter dem Deckmantel eines gewissen Anteils an fröhlicher Plauderei. Es war ein wesentlicher Bestandteil seiner Ausbildung, dass er zu ein und derselben Zeit mit der bedauernswerten Mrs. Godiesky die Weihnachtsfeierlichkeiten in England erörtern und heimlich die anderen Gäste beobachten konnte. Lorraine Steele war unverkennbar der Apfel von ihres Gatten Aug', aber er war sich nicht sicher, ob Gleiches auch von Marjorie Friar gesagt werden konnte, die sich als Nörglerin entpuppte und sich so anhörte - und auch so aussah -, als wäre sie vom Leben ziemlich benachteiligt worden.

Lorraine Steele hingegen war alles andere als unelegant. Henry kam zu dem Schluss, dass ihre Entscheidung für Grün und Rot - Weihnachtsfarben - das Vorzeichen einer neuen Kombination für diese Jahreszeit war.

Er lauschte auch nach nützlichen Hinweisen in der Unterhaltung des Professors über dessen Heimatland, während ihm zugleich bewusst wurde, dass Toms alter Onkel George inzwischen ziemlich senil wurde, und er außerdem erfuhr, dass Mrs. Friars letztes Hausmädchen gekündigt hatte.

»Und ausgerechnet an Weihnachten!«, beklagte sie sich. »So etwas von rücksichtslos!«

Peter Watkins stellte ein bescheidenes Maß an Stolz auf sein Weihnachtsgeschenk an seine Frau zur Schau.

»Nun«, sagte er im gemessenen Tonfall des Bankberufs, »ich für meinen Teil bin mir sicher, dass Kühlschränke die Zukunft gehört.«

»Es ist nichts falsch an einer guten, altmodischen Speisekammer«, sagte Wendy tapfer wie die gute Gattin, die sie war. Die Chancen, dass Tom Witherington sich in naher Zukunft einen Kühlschrank leisten konnte, standen äußerst schlecht. »Außerdem glaube ich nicht, dass unsere Köchin sich jetzt noch umstellen möchte. Sie hat sich nämlich sehr gut an die Gegebenheiten gewöhnt.«

»Aber denkt mal an die Lebensmittel, die wir sparen werden«, meinte Dora. »Es wird jetzt nie mehr was schlecht werden!«

»>Braucht es auf, tragt es auf.« Etwas hatte sich im Gedächtnis des alten Onkel George gerührt.

»>Behelft euch damit, behelft euch ohne es, oder wir schicken es nach Belgien.«

»Und die Gefahr einer Lebensmittelvergiftung ist auch geringer«, verkündete Robert Steele gesetzt. »Nicht wahr, Dr. Friar?«

»Ja, in der Tat«, stimmte der Mediziner sofort zu. »Davon haben wir immer zu viele, und so was kann sehr gefährlich sein!«

Der Apotheker blickte die beiden Watkins an und sagte galant: »Ich kann mir kein besseres Geschenk vorstellen.«

»Aber du schon, Liebling«, warf Lorraine Steele strahlend ein, »ist es nicht so?«

Henry merkte, dass eine wortlose Kommunikation zwischen den beiden Steeles im Gange war; und dann ließ Lorraine Steele ihre linke Hand beiläufig über dem Tisch erscheinen. Ihren Ringfinger schmückten sowohl ein breiter goldener Trauring als auch ein Ring, der mit einem wunderschönen einzelnen Diamanten besetzt war.

»Roberts Geschenk«, sagte sie ziemlich selbstgefällig, betätschelte ihr onduliertes Haar und drehte den Diamantring herum. »Ist er nicht entzückend?«

»Ich wollte, dass sie ihn an der rechten Hand trägt«, warf Robert Steele ein, »weil sie Linkshänderin ist, aber sie will nichts davon wissen.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Dora Watkins sogleich. »Der goldene Trauring bringt ihn so hübsch zur Geltung!«

»Genau das sage ich auch«, pflichtete Mrs. Steele ihr reizend bei und senkte die zweifach beringte Hand wieder außer Sicht.

»Horcht!«, rief Wendy plötzlich. »Es sind die Waits! Ich kann sie jetzt hören! Kommt alle mit ... im Vorzimmer gibt es anschließend Mince Pies und Kaffee!«

Die Berebury-Sternsinger stellten ihre Laternen draußen vor der Haustür ab und scharten sich um den Weihnachtsbaum in der Eingangshalle der Witheringtons, die Notenblätter zur Hand.

»In Ordnung!«, rief ihr Leiter, ein junger Mann mit einem ziemlich hervorstehenden Adamsapfel. Er fing an, einen kleinen Taktstock zu schwingen. »Und jetzt alle zusammen ...«

Bald schallten die vertrauten Worte von »Once in Royal David's City« durchs Haus und erfüllten es mit fröhlichem Klang. Henry erhaschte den Schimmer einer Träne in Mrs. Godieskys Auge und bemerkte einen Ausdruck großer Nostalgie in der ernsten Miene der kleinen Miss Hooper. Auch für sie musste diese Szene die Geister vergangener Weihnachten wachrufen.

Später, als es wichtig wurde, das Bild für die Polizei vor seinem inneren Auge wieder zu erschaffen, konnte Henry nur die Steeles im hinteren Teil der Eingangshalle platzieren, mit Dr. Friar und Onkel George zwischen ihnen. Peter und Dora Watkins hatten sich entschieden, ein paar Stufen oben auf der Treppe vor dem Absatz zum ersten Stock zu stehen, ein wenig außerhalb des Gedränges, aber mit guter Sicht. Mrs. Friar stand unbeholfen vor dem

Chorleiter. Von Professor Hans Godiesky war nichts zu sehen, während die Weihnachtslieder gesungen wurden.

Henry erinnerte sich daran, dass ihm die unterdrückte Begeisterung in den Gesichtern seiner Nichte und seines Neffen aufgefallen war, die oben auf der Treppe hockten, und dass er gehofft hatte, dass es die Musik war, die sie hinreißend fanden, und nicht die Haufen von Mince Pies, die zwischen den dekorativen Stechwinden auf der Anrichte im rückwärtigen Teil der Halle auf sie warteten.

Sie - und alle anderen - fielen nichtsdestoweniger darüber her, sobald das letzte Weihnachtslied verklungen war. Es gab auch einen heißen Punsch, von Tom Witherington sorgsam mit Gewürzen und Zucker auf genau die richtige Temperatur erhitzt, für diejenigen, die alt genug waren, welchen zu sich zu nehmen, und hausgemachte Limonade für die Kleinen.

Noch fast bevor der letzte Chorknabe den letzten Mince Pie verputzt hatte, löste sich die Gesellschaft bei den Witheringtons auf.

Der Apotheker und seine Frau waren die Ersten, die gingen. Sie schüttelten ringsum Hände.

»Ich weiß, dass es noch früh ist«, sagte Lorraine Steele entschuldigend, »aber ich fürchte, Roberts armer alter Bauch rumort wieder.« Henry, der eine ziemlich schlaffe Pfote erwartet hatte, stellte überrascht fest, wie kräftig ihr Händedruck war.

»Bitte vergeben Sie uns«, sagte Lorraines Gatte zu Wendy, »aber ich denke, wir sollten uns jetzt besser auf den Nachhauseweg machen.« Robert Steele versuchte ein glasiges, bemühtes Lächeln, aber für Henrys Augen sah er mehr als nur ein bisschen weiß um die Nase aus. Vielleicht hatte er ja ebenfalls bemerkt, dass der Ring, den er seiner Frau zu Weihnachten geschenkt hatte, an der Seite eine hässliche Verfärbung bekommen hatte.

Gemeinsam eilte das Paar in einem Schwall von Abschiedsgrüßen davon. Dann erklärte die dünne Miss

Hooper den Abend zu einem großen Erfolg, sagte jedoch, sie wolle vor der Mitternachtsmesse noch einmal in St. Faith nach dem Rechten sehen, und auch sie schlüpfte davon.

»Was mich interessieren würde«, sagte Dora Watkins provokant, als die restlichen Gäste sich wieder im Salon versammelt hatten und Edward und Jennifer – sehr zu ihrem Widerwillen – erneut zu Bett geschickt worden waren, »ist, ob es besser ist, das Liebchen eines alten Mannes zu sein oder die Sklavin eines jungen?«

Ein Stirnrunzeln legte sich auf Wendys Miene. »Da bin ich mir nicht sicher«, sagte sie ernsthaft.

»Ich schätze, unsere Mrs. Steele hat ihren Gatten schon da, wo sie ihn haben will«, sagte Peter Watkins, »meint ihr nicht?«

»Komm zurück, William Wilberforce, es gibt noch mehr gegen die Sklaverei zu tun!«, sagte Tom Witherington leichthin. »Möchte irgendjemand vielleicht einen Schlummertrunk?«

Aber er fand keine Abnehmer, und ein paar Momente darauf waren auch die Friars gegangen.

Plötzlich sagte Wendy, sie habe sich schließlich doch dagegen entschieden, in die Mitternachtsmesse zu gehen, und würde alle morgen früh wiedersehen. Der Rest des Haushalts entschloss sich ebenfalls zu einer frühen Nachtruhe, und letzten Endes war Henry Tyler der Einzige der Gesellschaft, der in dieser Nacht der Christmette in der St.-Faith-Kirche beiwohnte.

Die Worte des letzten Weihnachtslieds »We Three Kings of Orient Are« tönten noch in seinen Ohren, als er über den Marktplatz zur Kirche schritt. Henry wünschte, das Außenministerium hätte nur mit Königen zu tun: Dann wäre sein Leben einfacher. Diktatoren und Präsidenten – insbesondere ein Präsident, gar nicht so viele Meilen vom »perfiden Albion« entfernt – waren viel unberechenbarer.

Er summte die Worte der letzten Strophe vor sich hin, als er die Stufen zur Kirche erklomm:

Mein ist die Myrrhe; ihr bitterer Duft
Atmet ein Leben aus dunkelster Kluft.
Trauern, seufzen, bluten, sterben,
Versiegelt in steinkalter Gruft.

Vielleicht, so dachte er, während er sich eine Bank im hinteren Teil suchte und ihm der unangenehme Duft von einer Mischung aus brennenden Kerzen und Kirchenblumen in die Nase stieg, hätte er an Weihrauch denken sollen oder sogar – als er die polierten Kerzenhalter und das Altarkreuz sah – an Melchiors Gold ...

Seine persönlichen Gebete wurden ein paar Minuten später von einer plötzlichen, hektischen Aktivität im vorderen Teil der Kirche gestört, und er blickte gerade noch rechtzeitig auf, um zu sehen, wie der kleinen Miss Hooper von den beiden Kirchenältesten hinausgeholfen wurde.

»Wenn ich einfach nur ein Glas Wasser bekommen könnte«, hörte er sie sagen, bevor sie zur Sakristei davongetragen wurde. »Mir geht es gleich wieder gut. Es tut mir ja so leid, dass ich so ein Tamtam mache. So sehr leid ...«

Die Predigt des Pfarrers war wie üblich ellenlang, sodass es dauerte, bis er seiner Gemeinde beim Verlassen der Kirche frohe Weihnachten wünschen konnte. Als Henry über den Platz zurückging, begegnete ihm Dr. Friar, der gerade aus dem Haus der Steeles kam.

»Der Bursche ist zusammengebrochen«, brummte er. »Starke epigastrische Schmerzen und Erbrechen. Mrs. Steele kam vorbei, um mich zu fragen, ob ich nach ihm sehen könnte. Es war Blut im Erbrochenen, und das hat ihr Angst gemacht.«

»Kein Wunder!«, sagte Henry.

»Er ist ziemlich krank«, fuhr der Doktor fort. »Ich werde ihn so schnell wie möglich in ein Krankenhaus schaffen lassen.«

»Kann es etwas sein, was er hier gegessen hat?«, fragte Henry und erzählte ihm von der kleinen Miss Hooper.

»Zu früh, um das zu sagen, aber durchaus möglich«, meinte der Doktor unwirsch. »Sie sollten besser nachsehen, wie es den anderen geht, wenn Sie nach Hause kommen. Ich könnte mir vorstellen, dass Wendy auch krank ist, so, wie sie ausgesehen hat, als wir gegangen sind, und ich muss sagen, dass meine Frau sich auch nicht allzu großartig gefühlt hat, als ich aus dem Haus bin. Rufen Sie mich an, wenn Sie mich brauchen.«

Henry kehrte tatsächlich in ein sehr unruhiges Haus zurück, in dem mehrere Schlafzimmerlichter an waren. Zwar war niemand krank, doch Wendy und Mrs. Godiesky fühlten sich ausgesprochen unwohl. Dora Watkins war vollkommen wohlauf und kümmerte sich geschäftig um diejenigen, die es nicht waren.

Zum Glück drang aus dem Kinderzimmer kein Laut, und er schlich sich hinein, um neben jedes der Betten einen vollen Strumpf zu legen. Als er wieder nach unten ins Vorzimmer kam, meinte er nebenan die Glocke eines Krankenwagens zu hören.

»Morgen früh wird die Lage klarer sein«, sagte er sich, ein Mann des Außenministeriums bis in die Kuppen seiner Fingerspitzen.

Und so war es.

Der halbe witheringtonsche Haushalt hatte während der Nacht eine schwere Magen-Darm-Verstimmung gehabt, und Robert Steele war gegen zwei Uhr früh im Königlichen Krankenhaus von Berebury gestorben.

Als Henry seiner Schwester am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertags begegnete, war sie tatsächlich ganz bleich im Gesicht.

»Ach Henry«, rief sie, »ist das mit Robert Steele nicht schrecklich? Und der Pfarrer sagt, die Hälfte der jungen Waits war in der Nacht auch krank und die arme kleine Miss Hooper ebenfalls!«

»Damit scheidet der Punsch aus, nicht wahr?«, meinte Henry nachdenklich. »Die jungen Leute sollten ja keinen bekommen.«

»Die Köchin sagt ...«

»Geht es ihr gut?«, erkundigte sich Henry neugierig.

»Sie war nicht krank, falls du das meinst, aber sie ist ganz aufgeregt.« Wendy klang ziemlich nervös. »Die Köchin sagt, so etwas ist ihr noch nie zuvor passiert.«

»Es ist ihr auch jetzt nicht passiert«, legte Henry herzlos dar, aber Wendy hörte ihm nicht zu.

»Und Edward und Jennifer geht es gut, Gott sei Dank!«, fuhr Wendy ein bisschen weinerlich fort. »Tom fühlt sich allmählich besser, aber ich habe gehört, dass Mrs. Friar immer noch ziemlich krank ist und die arme Mrs. Godiesky sich schrecklich fühlt. Und was Robert Steele anbelangt ... ich weiß einfach nicht, was ich denken soll. Ach Henry, ich habe das Gefühl, es ist alles meine Schuld!«

»Nun, die Limonade war es nicht«, kombinierte Henry. »Beide Kinder hatten massenhaft davon; ich habe sie trinken sehen.«

»Jedes hatte auch einen Mince Pie«, sagte ihre Mutter. »Ich habe es gesehen. Aber einige Leute, die auch davon gegessen haben, sind seitdem ganz krank ...«

»Genau, meine Liebe. Einige, aber nicht alle.«

»Aber was kann es dann gewesen sein?«, fragte Wendy mit zitternder Stimme. »Die Köchin ist sich ganz sicher, dass sie nur das Beste von allem genommen hat. Aber es leuchtet ein, dass es etwas gewesen sein muss, was sie hier gegessen haben.« Sie rang darum, ihre Ängste in Worte zu fassen. »Hier war der einzige Ort, wo sie alle waren.«

»Es leuchtet ein, dass es etwas gewesen sein muss, was ihnen hier gegeben wurde«, stimmte Henry ihr zu, dem

schon mehr als ein Botschafter Pedanterie vorgeworfen hatte, »was nicht ganz dasselbe ist.«

Sie starrte ihn an. »Henry, was meinst du?«

Inspektor Milsom wusste, was er meinte.

Es war am Abend des zweiten Weihnachtsfeiertages, als er und Wachtmeister Bewman zum Haus der Witheringtons kamen.

»Eine Reihe von Personen scheint an den Folgen der Einnahme einer kleinen Menge einer gefährlichen Substanz bei dieser Adresse gelitten zu haben«, verkündete Milsom der Gesellschaft, die sich auf sein Geheiß hin versammelt hatte. »Eine davon mit tödlichem Ausgang.«

Mrs. Godiesky erschauerte. »Ich, ich leide viel.«

»Ich auch!«, fiel Peter Watkins ein.

»Jedoch nicht, denke ich, Sir, Ihre Frau?« Inspektor Milsom blickte Dora Watkins fragend an.

»Nein, Inspektor«, bestätigte Dora. »Mir ging es völlig gut.«

»Zu unserm Glück«, sagte Tom Witherington. Er sah immer noch blass aus. »Sie musste nämlich nach uns sehen.«

»Ganz recht«, sagte der Inspektor.

»Dann war es keine Lebensmittelvergiftung?«, fragte Wendy begierig. »Das wird die Köchin aber freuen ...«

»Präziser wäre es, Madam«, sagte Inspektor Milsom, der keine Köchin hatte, vor der er Ehrfurcht hatte, »zu sagen, dass in einem Lebensmittel Gift war.«

Wendy erbleichte. »Oh ...!«

»Diese gefährliche Substanz, von der Sie sprechen«, erkundigte sich Professor Godiesky interessiert, »ist ihre Natur bekannt?«

»In England«, antwortete der Inspektor, »nennen wir sie Sublimat ...«

»Quecksilber? Ah«, der Flüchtling nickte weise, »das würde alles erklären.«

»Nicht ganz alles, Sir«, widersprach der Inspektor milde. »Nun, wenn wir Sie jetzt einen nach dem andern sprechen dürften, bitte.«

»Dieses Gift, Inspektor«, sagte Henry, nachdem er den beiden Polizisten seine Darstellung des Sternsingens gegeben hatte, »ich nehme an, es ist nicht leicht zu bekommen?«

»Das ist korrekt, Sir. Aber bestimmte Personenkreise können es sich verschaffen.«

»Ärzte und Apotheker?«, wagte Henry sich vor.

»Und gewisse Fabrikanten ...«

»Gewisse ... Oh, Onkel George?«, sagte Henry.

»Natürlich! In Thermometern ist reichlich Quecksilber!«

»Der alte Herr ist definitiv ein wenig verwirrt, Sir.«

»Und Professoren der Chemie?«, fragte Henry.

»In seiner Situation«, sagte der Inspektor verständig, »hätte ich selbst in Betracht gezogen, etwas bei mir zu haben, nur für den Fall.«

»Denn es gibt Schicksale, die schlimmer sind als der Tod«, stimmte Henry ihm schnell zu, »wie das Leben in einigen Gebieten Europas heutzutage. Inspektor, dürfte ich fragen, welche Form dieses Gift annimmt?«

»Es ist eine weiße kristalline Substanz.«

»Leicht mit Zucker zu verwechseln?«

»Das wäre wohl nicht schwer«, sagte der Polizist trocken.

»Und was Sie nicht wissen, Inspektor«, schlussfolgerte Henry klug, »ist, ob es auf den Mince Pies verstreut war infolge ... ich nehme an, es war auf den Mince Pies?«

»Sie sind die wahrscheinlichste Trägersubstanz«, räumte der Polizist ein.

»Infolge eines Versehens oder weil es dazu gedacht war, eine Reihe von Personen ein bisschen krank zu machen oder ...«

»Oder«, warf Wachtmeister Bewman ein, »eine Person wirklich sehr krank?«